

Weihnachten als Treue zur Distanz

Eine Überlegung zur Geburt Christi in Bethlehem (Mt 2,1–12)

■ HELMUT JAKOB DEIBL

„Nah ist/und schwer zu fassen der Gott“ beginnt Hölderlins Hymne *Patmos* und sie vermag uns in der Artikulation dieser Spannung vielleicht etwas über die menschliche Bedeutung des Weihnachtsfestes zu sagen.

Als *Fest der Nähe* gilt Weihnachten gleichermaßen in den säkularen Ausgestaltungen, die es erfahren hat, wie auch in religiöser Perspektive. Menschwerdung Gottes bedeutet theologisch innigste Nähe und tiefste Verbindung von Gott und Mensch, dem Absoluten und der Geschichte. Dies hat der Theologie, der Philosophie, der Literatur, bildenden Kunst und Musik seit Jahrhunderten zu denken gegeben. Aber das Geheimnis von Weihnachten meint – *schwer zu fassen* – auch das *Fest einer Distanz*.

Vielleicht lässt sich dafür in unserer säkularen Zeit, die keine religiösen Ursprünge mehr kennt oder mindestens zu ihnen in Distanz getreten ist, ein tieferes Verständnis gewinnen. Was meint Distanz, wenn sie noch anderes bedeutet als die Möglichkeit, in einer medial vermittelten Welt sich von jedem substantiellen, d.h. uns betreffenden Geschehen distanzieren zu können? (Alles wird im Fernsehen und Internet verfügbar und kommt uns nahe – und rückt durch seine Virtualisierung gleichwohl in die Ferne. Kanäle können beliebig gewechselt werden ...)

In *Bethlehem* wurde Jesus geboren, so berichtet das Matthäusevangelium, und wer dies las, hörte – erfahren in den Heiligen Schriften Israels – darin sofort den Verweis auf die Davidsstadt: Der große König David, Identifikationsfigur für Israel und Bild des kommenden Messias, stammt aus Bethlehem. Für diesen Ort kündigt der Prophet Micha die Geburt eines neuen Hirten Israels, des Erlösers, an. Matthäus selbst stellt in der Überschrift (dem ersten Satz) seines

Evangeliums explizit den Bezug zu David her und nennt Jesus Sohn Davids. In diesem Verweis erschöpft sich aber die Bedeutung der Geburt Jesu in Betlehem nicht.

Noch ein zweiter Ort wird in dieser Erzählung erwähnt. Die Distanz einer kleinen Wegstrecke liegt zwischen Betlehem, dem Dorf, und Jerusalem, der großen und traditionsreichen Stadt. Der Bezug dieser beiden Orte aufeinander darf in der Interpretation nicht übergangen werden. Sterndeuter aus dem Osten, d.h. Repräsentanten der weit entfernten fremden Völker, kommen nach Jerusalem, ins Zentrum, um den neugeborenen König anzubeten. Dass sie ihn an diesem Mittelpunkt nicht finden, muss auch vor dem Hintergrund des 87. Psalms gehört werden. Dieser preist auf höchst kunstvolle Weise Jerusalem als Mutter aller Menschen und als Ort des Ursprungs, den JHWH selbst gegründet hat, den er liebt und erwählt. Völker aus allen Himmelsrichtungen, und seien sie auch erbitterte Feinde, ziehen friedlich in diese Stadt als in ihren Ursprung, um dort gemeinsam mit Singen und Tanzen ein Fest zu feiern. Die Mitte dieses Psalms bildet der Satz: „Jeder einzelne ist in ihr geboren“. Der Text ist geleitet von der Vision eines gemeinsamen Ursprungs aller Völker an einem Ort des Friedens und möchte diese „Erinnerung“ durch Zeiten des Unfriedens vor dem Vergessen bewahren.

Eine kleine Wegstrecke davon entfernt kommt Jesus – nach Matthäus und Lukas – *nicht* an am Ursprungsort aller Menschen, sondern in Betlehem zur Welt – und seine Geburt muss auch aus dieser Distanz verstanden werden. Sie eröffnet einen Abstand zum Ort des Ursprungs, der durch die Geburt Jesu nicht besetzt, sondern vielmehr freigehalten wird. Darin offenbart sich ein zutiefst geistvolles Moment: Die



P. Dr. Jakob Deibl OSB, Mitglied des Stiftes Melk, Theologe, Philosoph und Musiker, studierte in Wien, Assistent am Institut für Fundamentaltheologie, derzeit zu Sprachstudium und Weiterbildung in Rom.

■ Wer den Ort des Ursprungs in seine Verfügung bringt, vermag die lückenlose Herrschaft übers Ganze auf sich zu vereinen.

Distanz zum Ursprung offenzuhalten, ist das Gegenbild zum Verlangen nach seiner Usurpation. Dafür steht in der Erzählung die Gestalt des Herodes, des Königs von Jerusalem, der nicht bereit ist, mit den Sterndeutern gemeinsam Jerusalem zu verlassen. Er hält weiterhin die Mitte besetzt und bekräftigt damit seinen Machtanspruch. Wer den Ort des Ursprungs in seine Verfügung bringt, vermag die lückenlose Herrschaft übers Ganze auf sich zu vereinen. Die Besetzung des Ursprungs ist das Fundament jeglichen Allmachtsstrebens und Totalitätsanspruches. Bethlehem ist jedoch auch nicht einfach Ersatzort für Jerusalem, als wollte es einen unzugänglichen oder verlorenen Ursprung substituieren. Jerusalem bleibt Ort des Ursprungs, das ist biblisch seine unersetzbare Bedeutung für alle Zeiten. Bethlehem aber repräsentiert die *Distanz zu diesem entzogenen Ursprung*.

Matthäus stellt mit dieser theologischen Konzeption klar, dass das *Buch der Geschichte Jesu*, wie die ersten Worte seines Evangeliums lauten, keine mythische Gründungsgeschichte sein kann, welche die Sicherheit der Verbundenheit mit Mächten und Geschehnissen des Ursprungs verbürgt. Erzählungen, die alle Macht aus dem Bezug zum Ursprung hervorgehen sehen, erlauben nicht, die Eigenständigkeit und Unableitbarkeit der erfahrenen Wirklichkeit, die Freiheit und Verantwortung des Menschen an seinem Ort und zu seiner Zeit zu denken. Als Formen der Identitätsgebung sind sie immer auch Versuche einer Bemächtigung des Ursprungs und verweisen damit auf einen gewaltsamen Hintergrund. In der Geburtserzählung Jesu geht es hingegen nicht um Identitätsgebung mittels einer mythischen Ursprungserzählung. Die Erzählung des Evangeliums ist Kritik daran und Gegengeschichte, sie ist *Erzählung von der Distanz zu einem nicht ersetzbaren Ursprung*.

Das Christentum müsste sich, gerade wenn wir heute immer noch Weihnachten feiern, aus einer *Treue zu dieser Distanz* verstehen. In aller Kürze seien vier Konsequenzen dieses Freihaltens des Ursprungs skizziert:

- 1) Die Antwort darauf darf nicht Gleichgültigkeit und Unverbindlichkeit sein. Ein solcher Gestus des Sich-Distanzierens von allem würde in eine indifferente Distanzlosigkeit umschlagen und jede aus dem Abstand resultierende Spannung verlieren.
- 2) Die Antwort muss gerade eine gesteigerte Treue sein: Eine Treue zu dem Verlorenen, dem Gescheiterten, dem Schwankenden, dem vom Verrat Bedrohten – eine Aufmerksamkeit für all das, was in den Geschichten der Ursprünge und ihrer Entfaltung keinen Ort hat.
- 3) Die christliche Botschaft eignet sich nicht für einen Diskurs der Identitätsgebung und Abgrenzung von anderen, weil ihr selbst konstitutiv eine Distanz zu ihrem eigenen Ursprung eingeschrieben ist, die sie nicht ausfüllen kann, und sie deshalb niemals mit sich selbst identisch ist.
- 4) Ferner bedeutet die *Anerkennung jener Distanz* eine Öffnung des Subjektes, das sich in seinen Versuchen der Identitätsgebung und Verortung nicht mehr schließen lässt. Es lebt aus einem Abstand, der sich nicht zurückführen lässt auf einen vorgegebenen Einheitspunkt oder Ursprung, in dem alles zusammenfällt. Mit dieser Offenheit wäre das Subjekt verletzlich, fragil und berührbar – was seine eigentliche Menschlichkeit (dürfen wir sagen, seine Menschwerdung?) ausmacht.

In der Treue zu dieser Distanz zeigen sich, wie Hölderlins Hymne *Patmos* weiter sagt, „leichtgebauete Brücken“, Verbindungen sogar der „Getrenntesten“. Ließe sich so auf menschliche Weise von einer *Nähe* sprechen, die weder sentimental noch vereinnahmend ist? ■

Das Christentum kann heute an den Anfang seiner Sache nicht mehr die Rede von fraglosen Sein Gottes stellen, sondern ist mit dessen „Strittigsein“ konfrontiert. Das muss kein Nachteil sein. Denn nur dort, wo um etwas gestritten wird, kann auch etwas gewonnen werden.

Hans-Joachim Höhn, 3–4/2001